

„Überlebens“ war die Kommissions-erklärung über „Geschichte und Tradition als Bedingung von Kultur“ gedacht. Die kurze Erklärung beließ es nicht bei bereits sattem bekannten Klagen über Geschichts- und Traditionsvergessenheit in der Gegenwartskultur, sondern versucht positive Wirkungen eines *bewußt gelebten Geschichtsbewußtseins* auf Kultur, Bildung, Erziehung aufzuzeigen: Geschichtsbewußtsein vermittele gültige Maßstäbe. Es vermöge einmal für wertvoll erkannte Sinn- und Zielsetzungen individuellen und gesellschaftlichen Lebens als Anspruch und Kritik mit neuen Überlagerungen und Verflachungen zu konfrontieren und bewahre den Menschen vor der Flucht vor übergreifenden Sinnzusammenhängen und sozialer Verantwortung.

Zielte diese Erklärung besonders auf die Rehabilitierung der Geschichte vor dem zu sehr der Aktualität verfallenen Zeitgenossen, so zielte die *Stellungnahme zur beruflichen Bildung* auf die längst fällige Rehabilitierung von Ethos und Erfahrung, als erzieherischen Grundkategorien in Bildung und Ausbildung. Die thesenförmige Stellungnahme – wir werden sie im nächsten Heft im Wortlaut abdrucken – versucht von den Bildungsinhalten her die berufliche Bildung im Gefüge des Gesamtbildungssystems stärker aufzuwerten. In durchaus nüchterner Einschätzung der bloß relativen Lebendigkeit schulischer Erziehung, die nicht nur intensiveres Lernen ermöglicht, sondern vielfach auch vor der Erfahrungswelt abschirmt, wird die *pädagogisch-sittliche Qualität der Einführung in die betriebliche Erfahrungswelt* betont. Neben der Verstärkung musischer Fächer und des Sports in der schulischen Berufsausbildung wird in dem Papier dem *Religionsunterricht* besonderes Gewicht beigemessen. Religionslehrer werden aufgefordert, eine Tätigkeit in der Berufsschule nicht als Abwertung zu empfinden. „Lehrer, die sich zum Christentum bekennen, müssen sich fragen lassen, welche Einstellung sie zu den Aufgaben der Schule, des Religionsunterrichts und zur Aufgabe des Religionslehrers haben.“

Entdeckung des distanzierten Christen?

Das zukunftssträchigste Papier der letzten Vollversammlung könnte aber durchaus ein kirchliches sein, nämlich das Arbeitspapier der Forster-Kommission über *distanzierte Kirchlichkeit* (genauer Titel: Religiös ohne Kirche? Eine Herausforderung für Glaube und Kirche), was durchaus nicht heißt, daß nicht auch hier neben kirchlichen und gesellschaftspolitischen Fragen mit hereinspielen, zumal die Kommission offenbar für eine offensive Aufarbeitung des Phänomens auch die Aktivität katholischer Laienverbände besonders im Blick hat. Daß diese Problematik nun in einer ausführlichen Studie eines offiziellen katholischen Gremiums recht entschieden aufgegriffen wird, dürfte für sich schon ein Verdienst sein. Schon allein deshalb würde es sich lohnen, auf diese Studie noch einmal gesondert einzugehen. Zur Vertiefung des Themas scheint allerdings erstens eine noch gründlichere Auswertung aller bisher zur Verfügung stehenden Umfrageergebnisse notwendig zu sein. Wahrscheinlich wird

man eine Reihe von kirchen- und religionssoziologischen Daten noch zusätzlich erarbeiten müssen. Denn nur wenn man weiß, welche religiöse Praktiken, Glaubenssätze und sittliche Haltungen bei den verschiedenen Gruppen und Schichten der Bevölkerung mit distanzierter Kirchlichkeit (nach Forster bis zu 50% der katholischen Bevölkerung) vorhanden bzw. nicht vorhanden sind, wird man genauer beurteilen können, was kirchendistanzierte Religiosität eigentlich ist. Zweitens wird eine *Überprüfung mancher Teile des verwendeten Vokabulars*, soweit sie von pastoral strategischer Bedeutung ist, notwendig werden. Schon das Stichwort „Auswahlchristen“ – bisher in der österreichischen Kirchensoziologie von dem in Passau lehrenden Pastoralsoziologen *Paul Zulehner* besonders nachdrücklich gebraucht – ist wenig befriedigend. Ebenso wird zu prüfen sein, wie eine Pastoral oder Kirchlichkeit „konzentrischer Kreise“ ohne Gefahren neuer Gattobildung verwirklicht werden kann, mit einem Wort wie Identität *und* Offenheit der Kirche besser gelebt werden können. *D.A.S.*

Die ökumenische Reise des anglikanischen Primas

Der Erzbischof von Canterbury und Primas der Anglikanischen Gemeinschaft, *Donald Coggan*, hat vom 27. April bis 3. Mai eine Reise zu den Zentren der Christenheit unternommen; er besuchte den Vatikan, das Ökumenische Patriarchat in Konstantinopel und den Weltkirchenrat in Genf. Die wichtigste Station der Reise war – das zeigte schon der Reiseplan – Rom, wo sich das Oberhaupt der anglikanischen Christen vom 27. bis 30. April zu einem offiziellen Besuch aufhielt. Coggan konnte mit seiner Rom-Reise an Visiten der beiden letzten Erzbischöfe von Canterbury anknüpfen. Sein unmittelbarer Vorgänger, Michael Ramsey, hatte im Januar 1966 Papst Paul VI. aufgesucht. Sechs Jahre zuvor hatte die historische Begegnung zwischen Johannes XXIII. und Erzbischof Geoffrey F. Fisher

stattgefunden. Fisher war der erste anglikanische Primas, der vatikanischen Boden betreten hat, seit es unter Heinrich VIII. zur Kirchenspaltung gekommen war. Der spektakuläre Charakter dieses Ereignisses fehlte dem jetzigen Zusammentreffen ganz und gar. Es läßt sich nicht vermeiden, daß derartige Begegnungen, je öfter sie stattfinden, sich „banalisieren“, wie es ein Kommentar in „Le Monde“ (2. 5. 77) ausgedrückt hat.

Großes Besuchsprogramm in Rom

Trotzdem war schon durch die Programmgestaltung des Besuches alles getan worden, um den Eindruck zu vermeiden, es handle sich dabei einfach um eine Routineangelegenheit. Eine

erste Geste war, daß Coggan – der von acht anglikanischen Würdenträgern begleitet war und während seines Aufenthaltes im Englischen Kolleg, also bei den katholischen Theologen, wohnte – am Flughafen nicht nur vom Präsidenten des Einheitssekretariats, Kardinal Jan Willebrands, sondern auch vom Substituten im Staatssekretariat, Erzbischof Giovanni Benelli, begrüßt wurde. Am nächsten Vormittag begann der offizielle Teil des Besuchs mit einem mehr als eineinhalbstündigen Privatgespräch mit Paul VI. in der päpstlichen Privatbibliothek. Im Anschluß daran richtete der Papst ein Grußwort an die anglikanische Delegation, in dessen Verlauf er die „Sonderstellung“ unterstrich, die innerhalb der Ökumene das Verhältnis zwischen Anglikanern und Katholiken einnimmt. Paul VI. erinnerte an bedeutende Gestalten, die die jüngste Geschichte der beiderseitigen Beziehungen geprägt haben, wobei er u. a. Lord Halifax, William Temple, George Bell auf anglikanischer und die Kardinäle Mercier und Bea auf katholischer Seite erwähnte und – unmittelbar daran anschließend – erklärte, heute seien „die hoffnungsvollen Worte von der ‚unierten, nicht absorbierten anglikanischen Kirche‘ kein leerer Traum mehr“ (vgl. Osservatore Romano, 29. 4. 77). Der anglikanische Primas dankte in einer knappen Erwiderung für die „warmherzige Aufnahme“. Es sei für ihn wunderbar gewesen, mit dem Papst „in voller Eintracht und Offenheit zu sprechen“ (über die Frauenordination, so bekundete Coggan später, sei aber nicht geredet worden). Coggan gab bekannt, daß an der im nächsten Jahr in Canterbury stattfindenden anglikanischen Synode drei Vertreter der römisch-katholischen Kirche teilnehmen werden. Im Anschluß an das Zusammentreffen mit dem Papst wurde der Erzbischof von Canterbury von Kardinalstaatssekretär Jean Villot empfangen.

Am Freitag, dem 29. April, fand eine gemeinsame Gebetsfeier in der Sixtinischen Kapelle statt. Papst und Erzbischof saßen nebeneinander vor dem Altar. Zum Abschluß der Feier erteilten beide gemeinsam den Segen. Es fiel auf, daß Coggan seine kurze Anspra-

che mit einem besonderen Gruß an die Christen in Uganda schloß. In diesem Land würden Gerechtigkeit und Freiheit schwer verletzt. Der Wortgottesdienst in der Sixtina war nicht nur der feierliche Höhepunkt des anglikanischen Rombesuchs. Er brachte auch das wichtigste Ergebnis der Begegnung in Gestalt einer *11-Punkte-Erklärung*, die Paul VI. und Erzbischof Coggan bei dieser Gelegenheit unterzeichneten (vgl. den Wortlaut in Osservatore Romano, 30. 4. 77).

In der Erklärung wird gewürdigt, daß anglikanische und katholische Theologen ausgewogen und objektiv an den Differenzen zwischen beiden Kirchen gearbeitet hätten und im Lauf ihrer nunmehr 11 Jahre andauernden Arbeit zu Konvergenzen gekommen seien, „die um so glücklicher sind, je unerwarteter sie waren“. Die Arbeit im Zusammenhang der drei erstellten Dokumente über Eucharistie, Amt und Ordination sowie über Autorität in der Kirche (vgl. HK, Februar 1977, 98 ff.) solle fortgesetzt werden. Bald würde der Zeitpunkt gekommen sein, an dem die zuständigen Autoritäten die Ergebnisse der Kommissionsarbeit abschließend bewerten müßten. Die Antwort beider Gemeinschaften auf die Früchte des theologischen Dialogs finde aber ihr Maß in der praktischen Antwort der Gläubigen auf das Bemühen um die Wiederherstellung der Einheit. In vielfältiger Weise werde diese Antwort als pastorale Kooperation in vielen Teilen der Welt schon gegeben, in Begegnungen zwischen Bischöfen, Priestern und Laien. Früchte habe auch die Mischehenpastoral getragen, trotz fortbestehender Differenzen in der Ehelehre bezüglich der Wiederverheiratung Geschiedener. Die tatsächliche Zusammenarbeit sei eine unerläßliche Bedingung für den Fortschritt auf dem Weg „zu dem Ziel, das Christi Wille ist – die Wiederherstellung der vollen Einheit im Glauben und im sakramentalen Leben“.

In Anknüpfung an das päpstliche Schreiben über die Evangelisierung (vgl. HK, März 1976, 133 ff.) fährt die Erklärung fort, daß die Trennung der Christen ihr Zeugnis behindere, aber

doch Wege offen lasse, die die Christen gemeinsam begehen können. Es komme gerade darauf an, sich um ein gemeinsames Zeugnis vor der Welt zu bemühen. Eine Zusammenarbeit auf diesem Feld, „die bis an die von Wahrheit und Loyalität gesetzten Grenzen geht“, werde das Klima schaffen, in dem die Lehrübereinkünfte Früchte tragen können. „Während diese Früchte reifen“ – heißt es dann unter deutlicher Anspielung auf die in der anglikanischen Kirche seit kurzem zugelassene Frauenordination –, „bleiben ernste Hindernisse, sowohl aus der Vergangenheit wie auch jüngsten Ursprungs.“ Unmittelbar darauf wird vorsichtig ein weiteres „heißes Eisen“ angesprochen: „Viele fragen sich in beiden Gemeinschaften, ob das erreichte Maß an Gemeinsamkeit des Glaubens ausreiche, daß es umgesetzt werden könne in eine Gemeinschaft des Lebens, des Kultes und der Mission. Die Antwort darauf können nur die Gemeinschaften selbst durch ihre pastoralen Autoritäten geben. Wenn der Zeitpunkt dazu gekommen ist, dann möge die Antwort aufleuchten in Geist und Wahrheit, nicht verdunkelt durch die Feindseligkeiten, Vorurteile und Verdächtigungen der Vergangenheit.“ Die Erklärung schließt mit der Aussage, christliche Hoffnung manifestiere sich in Gebet und Handeln, in Klugheit, aber auch in Mut; die Gläubigen beider Kirchen sollten deshalb „mutig in dieser Hoffnung auf Versöhnung und Einheit im gemeinsamen Herrn leben und arbeiten“.

„Ein Engagement ohne Vorbehalte“?

Vor seinem Weiterflug nach Istanbul hat Erzbischof Coggan seinen Besuch im Vatikan als „gut und zufriedenstellend“ bezeichnet. Paul VI. nannte er „einen Mann, der von tiefer Sorge für die Einheit der Kirche Christi erfüllt ist und in besonderer Weise für eine noch umfassendere Einheit zwischen seiner großen Kirche und der anglikanischen Gemeinschaft“ (zit. nach Kathpress, 2. 5. 77). Der Fortschritt in den Beziehungen zwischen Katholiken und Anglikanern sei im übrigen

„kein Hindernis“ für die Annäherung zu den anderen christlichen Kirchen. Auf die Meinungsverschiedenheiten über die Frauenordination wollte Coggan auf der von ihm gegebenen Pressekonferenz nicht eingehen.

Dagegen hatte er am Tag zuvor für einige Aufregung gesorgt, als er in der römischen Kirche der amerikanischen Episkopalen – in Anwesenheit von Kardinal Willebrands – sich für die gegenseitige Zulassung von Anglikanern und Katholiken zur Eucharistie aussprach. Der Tag müsse kommen, erklärte Coggan, „an dem wir zusammen niederknien und einer vom anderen die Gabe von Gottes Erlöserliebe empfangen, um dann direkt, wiederum zusammen, in die Welt zu gehen, die zu erlösen Christus gekommen ist“. Wörtlich fuhr Coggan fort: „An vielen Plätzen in aller Welt – wie diejenigen unter uns, die reisen, sehr gut wissen – ist dieser Tag schon da. Ohne auf die offizielle Erlaubnis zu warten, manchmal sogar mit der Erlaubnis der lokalen Autorität, empfangen Katholiken die Kommunion aus der Hand von anglikanischen Bischöfen und Priestern, und ebenso umgekehrt. Dies wird, so wage ich zu glauben, in zunehmendem Maße geschehen, ob nun die Erlaubnis höchsten Orts gegeben wird oder nicht. Ist nicht die Zeit, Gottes Zeit, für eine solche Erlaubnis gekommen? Ich glaube, ja.“ „Wir wünschen“ – schloß Coggan –, „daß alles in angemessener und geordneter Weise geschieht, aber wir können nicht länger beim Sakrament der Einheit getrennt sein. Wir sind alle Sünder und bedürfen der Vergebung unseres Herrn. Wir wollen niederknien, um sie zu empfangen“ (NCNS, 29. 4. 77).

In einem Kommentar zur Visite des anglikanischen Primas hat der Untersekretär im Einheitssekretariat, P. Pierre Duprey, gegen die Äußerungen Coggans Vorbehalte angemeldet und gegen sie jenen Passus der Gemeinsamen Erklärung zitiert, wo die Entscheidung dieser Frage unmißverständlich den kirchlichen Autoritäten zugewiesen wird. Ferner bekräftigte er die von Rom in den ökumenischen Gesprächen immer vertretene Auffas-

sung, daß die eucharistische Gemeinschaft Ziel und nicht Mittel der Einheitsbestrebungen sei. „Solange die Übereinstimmung über den Inhalt der apostolischen Lehre nicht wiederhergestellt ist, über den Glauben, den wir bekennen und verkündigen müssen sowie über die zum Wohl der Gemeinschaft nötigen Strukturen, solange kann nach unserer Auffassung die gemeinsame Teilnahme an der Eucharistie nicht realisiert werden“ (Osservatore Romano, 11. 5. 77).

Duprey betont in seinem offiziellen Kommentar aber, daß das Engagement der katholischen Kirche in den Beziehungen zur Anglikanischen Gemeinschaft „ohne Vorbehalte“ sei. Der Besuch des anglikanischen Primas habe die Entschlossenheit beider Kirchen bewiesen, „im Namen des Herrn voranzugehen“. Als neuralgischen Punkt – also doch ein Vorbehalt? – bezeichnet auch Duprey die Frauenordination, während ein weiteres Hindernis für die Einheit, nämlich unterschiedliche Auffassungen über wichtige Aspekte christlicher Praxis, leichter zu überwinden sei. Wie schon die Erklärung, so hebt auch Duprey hervor, daß der Dialog sich nicht auf die Theologie der offiziellen Kommission beschränken dürfe, sondern das ganze Kirchenvolk erreichen müsse. Charakteristisch ist die Interpretation, die Duprey der Gesamttendenz der 11-Punkte-Erklärung gibt. Sie sei sich ebenso der Dringlichkeit der Wiederherstellung der Einheit bewußt wie der Schwierigkeit, unterschiedlich geprägte Mentalitäten zusammenzuführen. In einer kaum überbietbaren Mischung aus Sophismus und Diplomatie erklärt Duprey: „Die Aufgabe ist so dringlich, daß man nicht riskieren darf, sie durch übertriebene Eile zu kompromittieren.“

Unterschiedliches Echo

Solche etwas zwiespältigen Formulierungen haben den römischen Korrespondenten der katholischen englischen Wochenzeitung „The Tablet“ veranlaßt, eine recht pessimistische Bewertung des ganzen Treffens zu geben (7. 5. 77). Ohne die Sympathie des

Papstes selbst für die anglikanisch-katholischen Einigungsbemühungen in Zweifel zu ziehen, konstatiert er eine resolute Opposition in kurialen Kreisen, nicht zuletzt gegen die Veröffentlichung der weitgehenden Konsensdokumente der Theologenkommision. Beim jetzigen Besuch sei deshalb nichts anderes möglich gewesen, als gleichzeitig die auf weitere Ergebnisse drängende Ungeduld auf der einen und die abweisende Skepsis auf der anderen Seite zu beschwichtigen. Auch die Londoner „Times“ (29. 4. 77) mutmaßte nach dem Besuch, man habe sich im Vatikan da und dort überrumpelt gefühlt von dem Ausmaß an Einigkeit und Verständnis, das die internationale Theologenkommision in den Schlüsselfragen Eucharistie, Amt und Autorität erreicht habe. Angesichts der ständigen Betonung der entscheidenden Bedeutung der kirchlichen „Basis“ auf dem Weg zur Einheit überrascht es, daß – wie „The Tablet“ (30. 4. 77) kritisch vermerkte – der Rombesuch ohne Konsultation der Bischofskonferenz von England und Wales seitens der vatikanischen oder anglikanischen Stellen erfolgt ist. Dabei wird ansonsten der gute persönliche Kontakt zwischen Erzbischof Coggan und dem Londoner Kardinal Hume sowie der neuen Generation englischer Bischöfe als besonders hoffnungsvolles Zeichen für die anglikanisch-katholischen Beziehungen gewertet (vgl. Sunday Telegraph, 1. 5. 77).

Im Vergleich zu Coggans Vatikanbesuch fanden seine Reisen nach Konstantinopel und Genf kaum ein öffentliches Echo. In der deutschen Presse wurden sie noch nicht einmal registriert. Der anglikanische Primas war von Rom aus nach Konstantinopel geflohen, wo er zu längeren Gesprächen mit dem Patriarchen *Dimitrios I.* zusammentraf. Beide Kirchenführer nahmen an einer Sitzung der anglikanisch-orthodoxen Theologenkommision teil. Während eines Gottesdienstes im Phanar unterstrich der Patriarch, daß die Punkte, in denen Einigkeit bestehe, wesentlich zahlreicher seien als die Differenzen. Er qualifizierte aber die „Neuerungen“, näm-

lich die Zulassung der Frauenordination, als „nicht konstruktiv“; die orthodoxe Kirche verwerfe diese Praxis als „antiapostolisch“. Bei derselben Gelegenheit bat Coggan die Orthodoxen, die Handlungsweise der Anglikaner zu akzeptieren (La Croix, 3. 5. 77). Auch die offizielle Erklärung zum Abschluß des Besuchs sprach, anders als in Rom, dieses Thema offen an. Die orthodoxe Seite betont, daß sie die Frauenordination ablehne, die anglikanische, daß sie nicht Zustimmung, wohl aber Verständnis erwarte (vgl. Church Times, 6. 5. 77).

Auch während seines Aufenthaltes in Genf – wo er mit Generalsekretär Philip Potter und anderen Vertretern des Ökumenischen Rates zusammentraf, an einer Diskussion über „Spiritualität“ teilnahm und einen Abendmahlsgottesdienst zelebrierte – kam Erzbischof Coggan auf die Kontroverspunkte mit der katholischen Kirche und der Orthodoxie zu sprechen. Um sie richtig bewerten zu können – sagte er –, müsse man bedenken, daß es „statische“ und „dynamische“ Elemente im Christentum gebe. Die zen-

tralen Heilsereignisse wie die Geburt Jesu, sein Tod und seine Auferstehung seien ein für allemal zu einem bestimmten geschichtlichen Zeitpunkt geschehen. Insofern aber der Heilige Geist Christi Werk fortführe, gehe die Offenbarung in gewisser Weise weiter. Man dürfe deshalb nicht bloß danach fragen, ob in der Kirche alles beim alten bleibe, sondern müsse sich auch dafür offenhalten, daß der Heilige Geist neue Zugänge zur geoffenbarten Wahrheit erschließt (vgl. EPS, 12. 5. 77).

Damit hatte der Erzbischof von Canterbury zum Abschluß seiner Reise einen ökumenischen Fundamentalsatz ausgesprochen, der ebenso alt und wahr ist, wie er sich wenig eignet, unmittelbar aus Schwierigkeiten herauszuführen. Insofern ist das „Schlußwort“ charakteristisch für die ganze Reise. Was vielleicht als *ökumenische Offensive* gedacht (möglicherweise aber zu wenig intensiv vorbereitet) war, hat die Gestalt einer *ökumenischen Geste* angenommen. Aber auch solche Gesten sind alles andere als überflüssig. H.G.K.

Auseinandersetzung um kirchliche Kleingruppen in Ungarn

In der Woche nach Ostern absolvierten die Bischöfe Ungarns ihren in diesem Jahr fälligen Ad-limina-Besuch in Rom. Bei dieser Gelegenheit sprach der Papst im Rahmen der üblichen gemeinsamen Audienz auch von den in Ungarn in letzter Zeit stärker bekanntgewordenen kirchlichen Kleingruppen (Basisgemeinschaften), die unter den politisch-kirchlichen Verhältnissen Ungarns eine besondere Rolle spielen. Nach den Worten des Papstes, stellen diese „sofern sie die Autorität der Bischöfe ablehnen“, für die Kirche eine besondere Gefahr dar und könnten in der Folge sogar zu einer Auflösung der kirchlichen Bindungen führen (vgl. Osservatore Romano, 15. 4. 77).

Nun gibt es *kirchliche Kleingruppen* in Ungarn praktisch seit Ende des Zweiten Weltkrieges. Sie haben in den letzten Jahren an Zahl und Bedeutung zu-

genommen. Ihre Gründung erfolgte durchwegs spontan, ebenso wie auch eine eventuelle Umbildung bzw. Auflösung spontan vor sich geht. Die Mitbeziehung eines Geistlichen ist dabei im Prinzip nicht erforderlich. Eine zahlenmäßige Erfassung der Kleingruppen ist schon aus dem Grunde kaum möglich, weil es kein Kriterium dafür gibt, wann aus einer entstehenden Gemeinschaft eine kirchliche Kleingruppe wird. Man kann annehmen, daß es schätzungsweise etwas über 100 religiöse Gruppen im Lande gibt, auf welche die Bezeichnung in etwa zutrifft.

Ihre Tätigkeit beschränkt sich praktisch *ausnahmslos* auf Fragen des religiösen Lebens, auf Schriftstudium, auf die Interpretierung und Vertiefung von Glaubensgrundsätzen, auf die religiöse Praxis, die aktive Nächstenliebe und auf das Bestreben, vom Christentum

Zeugnis zu geben. Diese kirchlichen Kleingruppen haben nach 1946, als die religiösen Vereine verboten wurden, deren „dynamische“ Rolle im Leben der Kirche Ungarns übernommen, ohne allerdings deren gesellschaftliche Aktivität fortführen zu können. Sie vermieden bewußt jegliche politisch gefärbte Betätigung. Sie können somit weder mit den derzeitigen italienischen oder südamerikanischen, oft nur zum Teil kirchlich zu nennenden Basisgemeinschaften verglichen werden noch mit solchen Gruppen, die am politischen Regime Kritik üben bzw. für mangelnde Grund- und Freiheitsrechte kämpfen. Schon deswegen spricht man richtiger von „kirchlichen Kleingruppen“ als von „Basisgemeinschaften“.

Ihr Ziel ist es, eine „Kleinkirche der Erneuerung“ im Rahmen der in ihrer Weiterentwicklung schwerfälligen, durch kirchenpolitische und innerkirchliche Probleme belasteten Kirche Ungarns zu verkörpern. Viele Gruppenmitglieder gehören zum aktiven Kern der Gemeinden. In allen Kleingruppen ist aber eine gewisse kircheninterne Kritik zu beobachten. Ein Teil der Gruppen wünscht weitgehende Unabhängigkeit von der Hierarchie, aber auch diese Gruppen verstehen sich *als Teil* der Kirche.

Was der Staat und was die Bischöfe wollen

Daß der Papst diese kirchlichen Kleingruppen nur in negativer Form erwähnte und nicht einmal etwas von der positiven Würdigung kirchlicher Kleingruppen in „Evangelii nuntiandi“ (Nr. 58) durchblicken ließ, hat nicht wenig überrascht. Man war aber bemüht, diese Stellungnahme in erster Linie als *Hilfestellung für die ungarischen Bischöfe* zu interpretieren. Denn diese selbst hatten erst vor wenigen Wochen (vgl. auch HK, März 1977, 120ff.) nachdrücklich an solche kirchlichen Kleingruppen appelliert, den jeweiligen Weisungen der Hierarchie strikt Folge zu leisten. Überdies ist es kein Geheimnis, daß der ungarische Episkopat in dieser Frage seinerseits unter starkem staatlichem Druck steht.